

Der deutsche Primas. Eine Untersuchung zur deutschen Kirchengeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts [Hubert Becher]

Autor(en): **Gall Heer, P.**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **3 (1953)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

blieben von den Errungenschaften der Helvetik: die Untertanenverhältnisse sind aufgehoben, zwischen den Bürgern der Stadt und der Landschaft besteht kein Unterschied mehr. Darin unterschied sich ja auch die Alte Eidgenossenschaft von dem neuen Staatswesen, dessen Geburt Ochs nicht mehr erlebte.

Die Untersuchung Staehelins hat unser Bild über Peter Ochs geweitet und die Arbeiten Gustav Steiners, dessen Verdienste unbestritten bleiben, in wertvoller Weise ergänzt. Das Geschichtswerk des Peter Ochs zeichnet sich durch seine Gewissenhaftigkeit und die Fülle des mitgeteilten Urkundenmaterials aus. Es erwies sich für seine Nachfolger und Fortsetzer als eine große Fundgrube. Staehelin urteilt mit Recht, daß bei allen Mängeln, die der Basler Geschichte von Ochs anhaften, das Werk das dauerhafteste Geschenk geblieben ist, das sein Verfasser der Vaterstadt hinterlassen hat.

Basel

Paul Roth

HUBERT BECHER, *Der deutsche Primas*. Eine Untersuchung zur deutschen Kirchengeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 339 S. Kolmar, Alsatia-Verlag.

Die Probleme der Leitung der Kirche Deutschlands durch einen Primas, wie sie seit Febronius im späten 18. Jh. und seit Napoleon die führenden Köpfe beschäftigten, greifen so tief in die staatskirchlichen Bestrebungen jener Jahrzehnte hinein, daß sie in gleicher Weise sich an den Vertreter der Kirchen- wie der politischen Geschichte wenden. Verf. beschränkt übrigens seine Untersuchung nicht auf die Wende zum 19. Jh., als die für Deutschland so wichtige Frage zur entscheidenden Lösung drängte. Er verfolgt den Primasgedanken bis auf St. Bonifatius zurück, der als Erzbischof von Mainz, als Glaubensbote wie als Erneuerer und Ordner der fränkischen Kirche erstmals eine Vorzugsstellung auf germanischem Boden erhielt. Treffen wir in der Folge mehrere Erzbischöfe in formeller Primatialstellung, so standen sich später vor allem Salzburg und Magdeburg gegenüber, von denen Salzburg noch heute den Titel eines Primas von Deutschland führt. Staatskirchliche Tendenzen liegen indes diesen mittelalterlichen Bestrebungen kaum zugrunde. Diese treten erst so recht mit dem Begründer des neuzeitlichen Episkopalismus, Weihbischof Hontheim von Trier mit dem Pseudonym Febronius auf, und zwar so, daß sie bald zur beherrschenden Idee des Kampfes um den deutschen Primas werden.

Dieser Kampf wird in Deutschland vorab durch die Franz. Revolution ausgelöst, nachdem es Erzbischof Dalberg von Mainz, unterstützt von seinem Generalvikar Wesseberg, gelungen war, sein an Frankreich gefallenes Bistum auf die Domkirche von Regensburg zu übertragen und dazu die Würde eines Kurfürsten, Reichserzkanzlers und vor allem Primas von Deutschland zu erlangen. Nachdem er seine Hoffnung vergeblich auf den Reichstag von Regensburg gesetzt hatte, suchte er schließlich Zuflucht bei dem damals

allmächtigen Napoleon; und es ist bezeichnend für den Wankelmut und den Ehrgeiz des Primasanwärters, wie er seit 1804 zum gefügigen Werkzeug des Korsen sich erniedrigte, der ihn zwar zur ersehnten Stellung des Fürstprimas erhob, ihn aber auch zur Einwilligung in den Rheinbund drängte, der bereits die Auflösung des Reiches bedeutete. Rom aber erkannte, daß damit gefährlichen nationalkirchlichen Tendenzen Vorschub geleistet werden sollte und lehnte die Bestätigung Dalbergs ab. Und es ist überaus aufschlußreich, die Ideen und Bedenken der päpstlichen Vertreter, eines Severoli, Consalvi und besonders des gut informierten Nuntius Pacca in dieser Frage zu verfolgen.

Der Wienerkongreß verwies die Primasfrage auf einen künftigen Bundestag in Frankfurt, der aber auch resultatlos verlief. War dies auch ein letzter vergeblicher Versuch, durch offizielle Regierungsverhandlungen die Frage zu lösen, so hielt er doch die Diskussion zwischen Rom und den Febronianern wach, die allmählich zu einer Klärung der Lage führte. Statt des vor allem auch von Wessemsberg gewünschten Reichskonkordats kam es zu den für die Kirche vorteilhafteren Sonderverträgen mit den Fürsten. Aber auch nach dem Tode Dalbergs (1817) betrieb sein Generalvikar zusammen mit den radikalsten Elementen unter den Romgegnern die Sache der Nationalkirche weiter, ohne daß er sie indes formell von Rom trennen wollte.

Der zweite Teil des Buches ist der *geistigen Überwindung* der deutschkirchlichen Bestrebungen gewidmet, die immer mehr einer unfruchtbaren Erstarrung verfielen, während sich auf der Gegenseite eine anhaltende religiöse Vertiefung und Verinnerlichung zeigte. Für einen reinern Kirchenbegriff setzte sich vorab die neue theologische Schule von Tübingen mit ihrer «Quartalsschrift» ein: Drey, Herbst und vor allem Möhler, die anfänglich noch in febronianischen Ideen befangen, zu vermitteln suchten. In München waren Görres und Döllinger führend auf dem Weg zu einer geläuterten Kirchengauffassung. Noch einflußreicher war der stärkere und geschlossener Mainzerkreis mit seinem Organ «Der Katholik» und Männern wie Liebermann, Räß und Weis, welche die Aufklärung überwandten, ohne deren gesunde Anregungen zu übersehen.

Da rollte das Sturmjahr 1848 das Problem einer einheitlichen, allen unchristlichen Gefahren gewachsenen deutschen Kirche nochmals auf. Der alte Wessemsberg machte sich erneut zum Befürworter einer Nationalkirche, während die Würzburger Bischofskonferenz vom Nov. 1848 wohl den Gedanken der Einheit und Zusammenarbeit, ähnlich wie auf politischem Boden, betonte, aber auf die Nationalkirche, weil für eine praktische Verwirklichung zu wenig abgeklärt, nicht einging. Dafür sprach sie sich für die Wünschbarkeit einer National-Synode aus, die indes von Pius IX. nach seinen Erfahrungen in Italien nicht gestattet wurde. Diese Bischofsversammlung, die letzte seit dem berühmten Emser-Kongreß von 1786, bedeutet einen Wendepunkt in der Kirchengeschichte Deutschlands im 19. Jh. Denn hier fand jener Geist von Ems, man mag ihn Febronianismus oder Josephinismus

nennen, endgültige Ablehnung. Von hier an schieden sich immer deutlicher die Geister. Döllinger, der bisher in führender Stellung Zurückhaltung geübt hatte, wurde verärgert und entfremdete sich Rom; andererseits gewann die Überzeugung von der Notwendigkeit der Anerkennung von Primat und Unfehlbarkeit des Papstes stark an Boden.

Was das Buch auch dem Schweizer Historiker wertvoll macht, sind die z.T. ausführlichen Darlegungen der staatskirchlichen Ideen Wessebergs, die hier vielfach eine neue Beleuchtung erfahren.

Engelberg

P. Gall Heer

KURT MÜLLER, *Bürgermeister Conrad Melchior Hirzel, 1793—1843*. S. Hirzel Verlag, Zürich 1952. XV und 345 S.

Die Männer der im Septemberputsch des Jahres 1839 gestürzten ersten liberalen Regierung des Kantons Zürich werden oft schlechthin als Freidenker und Ungläubige, ihre Gegner in vereinfachender Weise als Verteidiger frommer Christlichkeit dargestellt. Man hat hier das Urteil des siegreichen «Glaubenskomitees» wohl etwas allzu unbesehen übernommen. Die vorliegende Arbeit ist geeignet, zur Revision der überlieferten Ansicht beizutragen. Hirzel, der 1839 bis zuletzt den Standpunkt der Regierung gegenüber den «Antistraußen» vertrat, hat seine politische Haltung je und je religiös begründet. Der Freiheitskampf der Griechen um ihre nationale Eigenständigkeit weckte bei ihm in erster Linie nicht etwa politische Begeisterung, sondern ein starkes Gefühl der Verbundenheit aller Christen im Kampf gegen die Mohammedaner. Seine Sprache gemahnt geradezu an die Kreuzzugstimmung früherer Jahrhunderte. Hinter seiner Fortschrittsgläubigkeit steht die christliche Sehnsucht nach dem «Reich Gottes»; obwohl nämlich die Umschreibung des Endzieles als eines Zustandes, da «die Wahrheit, die Güte und das Schöne herrscht», an die Ausdrucksweise der Aufklärung erinnert, so entspringt doch die damit verbundene Hoffnung auf eine allgemeine christliche Kirche einer Vorstellungswelt, die mit derjenigen des achtzehnten Jahrhunderts eher im Widerspruch steht. Dem Straußenhandel gibt Hirzel denn auch die gleiche Sinndeutung wie seine Gegner; auch er meint, es sei dem Volke hier zum Bewußtsein gekommen, daß «es noch etwas Höheres gebe als die Freiheit, nämlich den Gehalt derselben, das Religiöse». Nur fügt er bei, es sei Irrtum gewesen, darunter nur das Alte zu verstehen. Geradezu mittelalterliches Fühlen klingt an in der Art, wie Hirzel das Gleichheitsideal der Revolution begründet: «Gleich gehen wir aus der Mutter Schoß, gleich ruhen wir auf der Totenbahr, und in der kurzen Spanne unseres Erdenlebens sollten wir vor Gott und Menschen ein Recht auf Ungleichheit uns anmaßen dürfen?» Allerdings ging Hirzel nicht die Pfade streng reformierter Rechtgläubigkeit, wenn er etwa in Erinnerung an einen verstorbenen Freund seiner Frau schreiben konnte: «Fürbitter im Himmel sich zu denken ist etwas Liebliches!». Vor allem führte ihn sein Christentum der helfenden Tat zur